

FREDRIK SJÖBERG

# Der Rosinenkönig

oder

Von der bedingungslosen Hingabe  
an seltsame Passionen

Aus dem Schwedischen  
von Paul Berf

Verlag Galiani Berlin

4. Auflage 2014

Originaltitel: *Russinkungen*

© Bokförlaget Nya Doxa and Fredrik Sjöberg  
Aus dem Schwedischen von Paul Berf  
Verlag Galiani Berlin

© 2011 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv: © Constesy of The Bancroft Library/  
University of California, Berkeley

Autorenfoto: © Paula Tranströmer

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Baskerville

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-86971-033-4

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter  
[www.galiani.de](http://www.galiani.de)

## DIE GENAUIGKEIT

Meine Handarbeitslehrerin hatte eine philosophische Ader. Man schrieb das Jahr 1971. Ich war in Västervik soeben in die erste Klasse der Mittelstufe gekommen, in einer Schule, die damals einen anderen Namen trug, mittlerweile jedoch nach Ellen Key benannt ist, die eine der wenigen Berühmtheiten der näheren Umgebung ist, die ihren Ruhm wirklich verdienen. Ein großer steinerner Bau, schon damals hundert Jahre alt, mitten in der Stadt.

Die Septemberluft war klar und frisch und der Himmel von einem kühlen Blau. Es roch nach Meer, wie es in Västervik im Herbst üblich ist.

Alles war spannend und neu. Ich lief noch mit Kastanien in den Taschen herum und mein Fahrradsattel war möglicherweise niedriger eingestellt als der anderer, aber mehrere neue Fächer signalisierten gleichwohl, dass für mich bald das wahre Leben beginnen würde. So hatten wir zum Beispiel Handarbeiten, ein Fach, in dem bisher nur die Mädchen unterrichtet worden waren, und sollten Anfang des Schuljahres stricken lernen.

Das Grundprinzip war recht simpel, also die eigentlichen Handgriffe. Einen Schal zu stricken, wie

ich es mir vorgenommen hatte, war keine Kunst, erkannte ich in der ersten Unterrichtsstunde. Ich entschied mich für ein Knäuel leuchtend gelber Wolle und ging mit jener frohgemuten Energie ans Werk, die frisch erworbene Fertigkeiten einem verleihen. Meine Finger waren klein und seit langem gewohnt, getrocknete Schmetterlingsfühler und mikroskopisch kleine Käfer zu manövrieren, und vielleicht wurde mein Schal deshalb sowohl lang als auch hübsch, aber kleinmaschig und deshalb steif wie ein Brett und gänzlich unbrauchbar.

Wie schade.

»Genauigkeit«, kommentierte meine Handarbeitslehrerin freundlich, »ist löblich, kann aber sehr leicht übertrieben werden.«

Ich habe viele Male Grund gehabt, mich ihrer Worte zu entsinnen.

## DAS ERDBEBEN VON SAN FRANCISCO

In dem Feuersturm, der nach dem Erdbeben von San Francisco am 18. April 1906 von Häuserblock zu Häuserblock übersprang, wurde eine der bedeutendsten naturwissenschaftlichen Sammlungen Amerikas zerstört, in mehr als drei Jahrzehnten geduldig zusammengetragen von dem schwedischen Zoologen Gustaf Eisen (1847–1940), der lange als Abteilungsleiter an der California Academy of Sciences tätig war.

Alles ging verloren, auch seine persönliche Habe. Seine Bibliothek, sein Archiv, seine Korrespondenz. Alles. Im Alter von fast sechzig Jahren musste er von vorn anfangen. Sicher, das hatte er auch vorher schon getan, mehrfach sogar, aber trotzdem.

Ich habe mich oft gefragt, wie er es aufgenommen hat. Hat er geweint?

Ich glaube nicht. Dafür war er nicht der Typ. Außerdem hielt er sich zum Zeitpunkt des Unglücks zufällig am anderen Ende der Welt auf; die Nachricht von den Erdstößen und Bränden entnahm er den Zeitungen auf seinem Frühstückstisch an irgendeinem Morgen am Golf von Neapel. Möglicherweise empfand er die Katastrophe als Befreiung. Ich weiß es nicht genau. Ahne es bloß. Bereits zu seinen Leb-

zeiten war es einigermaßen schwierig, Gustaf Eisen nahezukommen. Er ging seine eigenen Wege, wie eine Katze. Mysteriös und flüchtig.

»Eisen zum Abendessen«, notiert Strindberg in seinem *Okkulten Tagebuch* im Herbst desselben Jahres. »Er erzählte unter anderem, dass Erdbeben in Amerika durch das Auftauchen von Vögeln angekündigt werden; sie sind auf der Unterseite weiß, oben schwarz und ähneln Watvögeln, aber die Art ist unbekannt, und sie werden Erdbebenvögel genannt.«

Es war Eisens letzter Besuch in Schweden.

Er ist einer der eigentümlichsten Menschen, auf die ich jemals gestoßen bin. Möglicherweise auch einer der einsamsten.

Die Regenwurmforschung, der er die erste Hälfte seines Lebens widmete, die brillante Systematik, die sogar Charles Darwin bewunderte, der sich persönlich dafür bedankte, war nichts, wozu er zurückkehren wollte. Sie war für ihn ein abgeschlossenes Kapitel. Die Sammlung war fort, ebenso seine Lust, sie wieder aufzubauen. Ich stelle mir vor, dass er dort in Neapel von seinem Stuhl aufstand, sich streckte und anschließend den Blick schweifen ließ wie ein alter Bär, der die Nase in den Wind hält.

Daraufhin beschloss er, sein Leben fortan dem Studium von Glasperlen zu widmen. Er hatte sich schon vorher in diese Richtung bewegt, hatte sich überlegt, dass fundiertes Wissen über Perlen, die es seit phönizischer Zeit in allen Kulturschichten gab, eine gute archäologische Datierungsmethode bilden könnten. Zehn Jahre beschäftigte er sich mit dem Thema. Reiste und reiste, unermüdlich; besuchte Museen

und Sammler und malte jede Perle ab, die er sah. Alle, überall. Er war ein geschickter Aquarellmaler.

Eines schönen Frühlingstages, hundert Jahre später, fand ich das Manuskript.

»Glasperlen sind nicht nur ein Fest für das Auge, faszinierende Sammelobjekte und sprechen jeden an; auf die richtige Art studiert, sind sie zudem äußerst interessant für den Archäologen, der, einem modernen Detektiv nicht unähnlich, die verstreuten, verblüffenden Anhaltspunkte in Geschichte und Sage verwandeln kann, die anfangs womöglich als bedeutungslose Fragmente wahrgenommen werden, uns jedoch in den Händen eines Menschen, der das Puzzle zu legen weiß, in einen engen Kontakt zu jenen treten lassen kann, deren Geschichte wir nachzuspüren und zu verstehen anstreben.«

Ich habe auch die Aquarelle gesehen. Sie liegen seit mehr als einem halben Jahrhundert, völlig vergessen, in einem Archiv im Stockholmer Stadtteil Östermalm – 40 000 Stück. Die niedlichsten kleinen Bilder, die man sich nur vorstellen kann, geordnet nach einem grandiosen System, ein ganzes Universum in Miniatur. Ob anwendbar oder nicht, soll dahingestellt bleiben. Das Werk wurde nie veröffentlicht. Der Krieg kam dazwischen. Auch anderes. Er fing noch einmal von vorn an.

Warum macht man weiter?

Welche Sehnsucht treibt einen an?

Eisen fand sogar The Holy Grail. Buchstäblich. Den Gral! Also jenen zweitausend Jahre alten Silberkelch, den Romantiker aller Epochen verzweifelt ge-

sucht, aber *nicht* gefunden haben, wie einen Traum. Doch Eisen war ein Mann der Praxis, jemand mit Kennerblick, der den wahren Gral entdeckte. Der Gral stammte, wie sich herausstellte, aus Antiochia in der römischen Provinz Syrien. Auch ich habe ihn gesehen. Ein reich verzierter Silberkelch, der heute einen sehr prominenten Platz im Metropolitan Museum of Art auf Manhattan einnimmt, am Rande des Central Parks, direkt am Waldrand. Für das Buch, das Eisen über das gute Stück schrieb, fand sich leichter ein Verleger. *The Great Chalice of Antioch*. Es erschien 1923. Ein Prachtband. Es ist das größte, schwerste und kostbarste Buch in meinem Besitz. Schraubt man ihm Beine an, hat man einen Tisch.

Eine gekürzte Ausgabe in einem kleineren Format, die in den dreißiger Jahren veröffentlicht wurde, kann man noch heute in Neuauflagen kaufen. Gleiches gilt im Übrigen auch für Gustaf Eisens berühmtes Buch von 1890 über die kalifornische Rosinenkultur. *The Raisin Industry: A Practical Treatise on the Raisin Grapes, their History, Culture and Curing*.

Berühmt, will sagen, unter Kennern.

Das facettenreiche Werk meines Landsmanns ist heute außerhalb einer Reihe von Subkulturen, so schmal wie Strohhalme, weitestgehend unbekannt. Gotlandbotaniker, Feigenveredler und Regenwurmtaxonomen, Mayaforscher, Gralmystiker, Weinbauern, Nationalparkhistoriker, Glasexperten, Alpinisten, Theosophen, Zylindersiegelsammler, Rosinenzüchter, Strindbergkenner und andere Fanatiker, religiöse Bibliophile eingeschlossen, sowie diverse andere kennen ihn. Soweit ich weiß, stehen sie untereinander



nicht in Kontakt. Jeder von ihnen hat seinen eigenen Eisen, meistens nur in Gestalt eines Namens in einer kleingedruckten Fußnote, die kein Mensch sieht, geschweige denn liest. Wer er war, weiß niemand.

Kein Wunder also, dass ich anfangs erschrocken, und bedrückt, reagierte. Der arme Kerl. Ergeht es einem so? The Holy Grail! Glaubte er das wirklich? War er verrückt geworden? Oder das eben gerade nicht? Ich griff mir an die Stirn.

Im Laufe der Zeit verwandelte sich mein Gefühl jedoch in etwas, das an Freude erinnerte, eine ganz spezielle Heiterkeit, die zumindest bei mir mit langen Wanderungen durch schöne Landschaften verknüpft ist. Zuversicht, vielleicht, und Ruhe. Als Gustaf Eisen seinen 93. Geburtstag feierte, berichtete *The New York Times* von der Party in seiner riesigen Wohnung in der Park Avenue. Folke Bernadotte tauchte genauso im Menschengewimmel auf wie die Schriftstellerin Rosalie Edge, und Eisen sah man alle Kerzen auf der Torte auspusten – auf einen Streich. Die Torte und er sind auf Fotos festgehalten worden.

Der Jubilar erhob sein Champagnerglas und bat um Ruhe. Er dankte Anwesenden und Abwesenden für ihre Glückwünsche. Sogar sein alter Freund Strindberg schaffte es, mit von der Partie zu sein, obwohl er zu diesem Zeitpunkt schon seit fast dreißig Jahren tot war. Typisch Strindberg, er drängelt sich überall hinein. Aber Eisen war bester Laune und ergriff sogar die Gelegenheit beim Schopf, ein Stückchen zu dichten, wenn er schon auf Strindberg zu sprechen kam.

Berührt von des Geistes zauberischer Hand  
Flog dein Name von Land zu Land.  
Du wurdest des Dramas großer Meister –  
Ich fand im Schoß der Natur meine Lebensgeister.

Bald scheint die Zeit gekommen zu sein  
dass wir uns wiedersehen dürfen.  
Das irdische Leben wird dann Erinnerung sein  
für dich wie auch für mich, mein Freund.

Vielleicht werden, ein weiteres Mal, wir zwei  
des Lebens Rätsel zu lösen versuchen ganz frei

Nein, ein großer Dichter war er sicher nicht, aber der abschließende Behelfsreim muss wohl dennoch als Volltreffer betrachtet werden. »Vielleicht werden, ein weiteres Mal, wir zwei / des Lebens Rätsel zu lösen versuchen ganz frei«. Diese Strophe kann für vieles auf dieser Welt als Eingangsworte dienen. Ich fand den Vers in einem weiteren vergilbten Zeitungsausschnitt, wahrscheinlich aus einer schwedisch-amerikanischen Zeitung, die über die Feier berichtete, und bewahre ihn wie eine Reliquie auf.

Zwei Monate später weilte er nicht mehr unter uns.

Und weil es von allen Menschen ausgerechnet Gustaf Eisen war, der die größten aller Bäume für die Nachwelt rettete, indem er für die Gründung des Sequoia National Park in der Sierra Nevada, Kalifornien, sorgte, liegt er dort, am Fuße des stattlichen Mount Eisen, begraben.

Ich war also wieder unterwegs. Eine letzte Reise.

Doch vorher, zwischen Aufbruch und Abfahrt, nutzte ich die Zeit, um einige Nachforschungen anzustellen. An welchem Ende ich ziehen sollte, um das Knäuel seiner Lebensgeschichte zu entwirren, um es danach eventuell aufzuwickeln, war nicht leicht zu erraten, aber ich entschied mich schließlich doch für das Ende, an dem man als Erstes zu ziehen pflegt. Ob des Rätsels Lösung tatsächlich in der Kindheit zu finden sein würde, wusste ich natürlich nicht. Aber dort begann ich jedenfalls meine Suche.

## DAS WUNDERLAND

Der Duft von Wurmkraut in voller Blüte beschwor unvermittelt die lang zurückreichende Erinnerung an eine Straßenlaterne in einer Sommernacht herauf, an einer nicht asphaltierten Straße, die in einem Bogen durch eine schlummernde Einfamilienhausidylle zwischen Meer und Wald führt, an Augustdunkelheit, in der ein Junge im Lichtkegel der Laterne steht, den Blick auf einen Schmetterling gerichtet, der irrend seinen Schatten auf die Straße wirft. Er überlegt.

Erzählen ist das Letzte, was ihn interessiert.

Er sehnt sich nirgendwohin und hat kaum eine Geschichte. Er ist so tief in Gedanken versunken, dass er den Dachs anfangs nicht bemerkt, der entlang der Steinmauer am Straßenrand näher kommt. Erst als die beiden sich schon ganz nahe sind, entdecken sie einander und erschrecken beide gleichermaßen. Der Dachs macht eine Kehrtwende und läuft ein Stück davon, ehe er in Doktor Colfachs Dschungel aus Flieverbüschen und Spiräen abbiegt. Man nannte dieses Dickicht die Hecke.

Der Junge blieb stehen. Allein, mucksmäuschenstill, in der Mitte des Lichtkegels.

Einen Zwölfjährigen sollte man niemals unterschätzen.

Willig ließ ich mich zu diesem Ausgangspunkt zurückführen.

In jenem Sommer, im August 1970, wurde ich zwölf, war der Grenze also schon gefährlich nahe, hinter welcher der Zauber der Kindheit bricht. Aber noch war ich eine Weile sicher, verfolgte keine Absichten. Wahrscheinlich hatte ich mehr gemeinsam mit Dachsen und Igel als mit den Schulkameraden, die nur zwei Jahre älter waren. Noch war ich allein – Einsamkeit existierte nicht – und hielt mich jede Nacht auf der Straße vor dieser Lampe auf, zumindest in den wärmeren Nächten, wie in Abenteuer entlaufen, von denen ein Teil natürlich imaginäre Mysterien waren, aber nicht alle. So war die Geschichte von dem Diebstahl beispielsweise nur allzu wirklich. Deshalb hatte ich sie wahrscheinlich vergessen. Oder sagen wir lieber: verdrängt. Erzählt habe ich sie jedenfalls nie, niemandem.

Erst jetzt kam die Erinnerung hoch. Am Fuße des Laternenpfahls wuchs Wurmkraut.

All die Dinge, mit denen man sich in diesem Alter beschäftigt, sind in erster Linie Vorbereitungen mehr oder weniger schicksalsschwerer Art. Dennoch glaube ich, dass es für meine Jagd damals, und die Träume, keiner anderen Erklärung bedarf, als dass ich Schmetterlinge sammelte. Sie hat zudem den Vorteil, der Wahrheit zu entsprechen. Die Sammlung war mein liebstes Hab und Gut. Eine häufig durchgespielte Heldenfantasie handelte davon, dass in unserem Haus ein Feuer ausbrach und mich

zwang, ohne Bedenkzeit und spärlich bekleidet zu entscheiden, was als Erstes gerettet werden sollte. Und die Antwort lautete ein ums andere Mal: die Schmetterlinge.

So war es, zögere nicht, und es war wirklich still in dieser Nacht, in der die Tat geplant wurde. Die Tochter des Gärtners hatte in ihrem Giebelzimmer unter dem Dachfirst des Hauses, das der Straßenlaterne am nächsten stand, längst das Licht gelöscht. Von dem alten Ehepaar hinter der Oleanderhecke hörte man selbst tagsüber nie etwas, und Kalle Kongo mit seiner alten Mutter am Anstieg hatte noch keinen Strom, was zwar ein wenig eigenwillig, während meiner Kindheit am Stadtrand von Västervik jedoch alles andere als ungewöhnlich war. Åkermans Haus nebenan stand leer, gehörte jedoch jemandem, den keiner kannte und von dem niemand etwas wusste, weshalb die älteren Frauen ihn den Traumprinzen nannten, bloß weil das Haus so reizend war mit seiner romantischen Veranda, von der man freie Sicht auf Kit Colfachs imposante Villa und das halb zugewachsene, parkähnliche Grundstück am Wasser hatte, das in direkter Nachbarschaft zur Karosseriefabrik lag – die es heute nicht mehr gibt, die aber damals, Anfang der siebziger Jahre, noch betrieben wurde. Nachts allerdings nicht. Dann waren die Eisentore geschlossen, alles war still und das gesamte Fabrikgelände ruhte in völliger Dunkelheit. Sich dort hineinzuschleichen war streng verboten, ich hätte es niemals zu tun gewagt.

Was die Glühlampe der Laterne anging, war ich mutiger. Ich hatte den Plan, sie zu stehlen. Die Grün-

de dafür waren einfach und, wie ich glauben möchte, in ihrer seltsamen surrealistischen Kinderlogik nachvollziehbar.

\*

Plötzlich, nur für einen Moment, meinte ich einen Zusammenhang erkennen zu können. Als wäre Eisens Geschichte eine Erinnerung an etwas. Ich war ihm seit mehr als einem Jahr in Archiven und Büchern auf der Spur und ihm dabei so auf den Leib gerückt, dass es mir zuweilen vorkam, als wäre es eher umgekehrt, als jagte er hinter mir her. Jedenfalls war ich fest entschlossen, seinem unstillen Lebensweg zu folgen. Die Aufgabe amüsierte mich, mehr war es vielleicht gar nicht.

Anfangs machte ich mir keine Gedanken darüber, dass er dreiundneunzig wurde. Ein beachtliches Alter, gewiss, aber für einen Sammler und Wandersmann wie ihn nicht auffällig hoch. Ernst Jünger, der sich mit siebzig Jahren über dieses interessante Phänomen ausließ, gab die Käfer erst auf, als er 102 war. Eingefleischte Entomologen betrachten seinen Fall als normal.

Nein, die Zahlen sagten mir nichts. Es war, als läse man in einem Vogelführer, dass Adler eine Spannweite von bis zu zweieinhalb Metern erreichen können. Was das wirklich bedeutet, begreift man erst, wenn man den großen Vogel aus nächster Nähe sieht, und in Eisens Fall wurde das Leben, das er geführt hatte, gleichsam in seiner vollen Spannweite erst sichtbar, als ich anfang, die wenigen erhaltenen Briefe an ihn

durchzusehen. Die Absender sagten mir meistens nichts, aber manche von ihnen waren mir wohlbekannt. Charles Darwin hatte Gustaf Eisen Briefe über Regenwürmer geschrieben. Andere waren noch älter, im 18. Jahrhundert geboren, und viel, viel später, als er wie ein Uhu in seiner riesigen Wohnung in Manhattan hockte, bekam er einen Brief über seltsame Bäume im nördlichen Uppland – geschrieben von Nils Dahlbeck.

Nisse! Ich schreckte auf und verlor mich in Gedanken über die Länge des Lebens und seinen in glücklichen Fällen unermesslichen Reichtum. Nisse Dahlbeck weilt zwar nicht mehr unter uns, aber Anfang der achtziger Jahre, als ich für das schwedische Fernsehen eine Sendung über *Die Feldbiologen* machte, jenen Verein, den Nisse kurz nach dem Krieg mit einigen anderen gegründet hatte, standen wir in Kontakt. Uns Feldbiologen ist es, unabhängig vom Alter, seit jeher leicht gefallen, persönliche Kontakte zu pflegen. Wir laufen mit den gleichen Lupen in den Taschen herum.

\*

Wurmkraut, so einfach war das. Der Duft von Fallobst und blühendem Wurmkraut. Zurück. Ich habe mich gleichsam im Kreis bewegt.

Die Kunst, sich in der Vegetation zu verstecken, muss zu Urzeiten ausgesprochen vorteilhaft gewesen sein, evolutionär betrachtet, meine ich, vermutlich war diese Fähigkeit von größerer Bedeutung als Schnelligkeit und Muskelkraft. Deshalb spielen Kin-



der Verstecken und fühlen sich zu dunklen Nischen hingezogen, in denen sie dann sitzen und mit schwächelnden Taschenlampen blinken. Ihr Verhalten ist tief in der menschlichen Biologie verwurzelt. Genau wie das Sammeln.

An den Schmetterlingen, die im Sonnenlicht fliegen, am Tag also, war im Grunde natürlich nichts auszusetzen, überhaupt nichts, aber es gab davon nicht sehr viele, weshalb sie für mich im Laufe zweier, vielleicht auch dreier Sommer im Großen und Ganzen abgehakt waren. Zwar galt es immer noch, den einen oder anderen schwer bestimmbaren Bläuling oder ungewöhnlichen Perlmutterfalter in der näheren Umgebung aufzutreiben, und der Apollo narrete mich bis zuletzt, doch das reichte trotz allem nicht aus, meine Begehrlichkeiten zu befriedigen.

Meine zwei Apollos, wenn wir schon bei ihnen sind, ein männliches und ein weibliches Exemplar, präpariert am 11. Juli 1971, habe ich peinlicherweise nicht selber gefangen. Ich kaufte sie lebend, in einem großen Glas, das nach Salzgurken roch, zwei jüngeren Spielkameraden ab, die einen Katzensprung entfernt am gleichen Ende der Straße wohnten. Mittlerweile hatte ich nämlich eine kleinere Firma gegründet, deren alleinige Geschäftsidee darin bestand, bis zu zwei Kronen pro Stück für Schmetterlinge zu zahlen, die mir in meiner Sammlung noch fehlten. Alle Kinder, die ich kannte, wurden angeworben, so auch diese beiden Brüder, die Söhne eines Mannes, der lokalen Ruhm genoss und aus Gründen, die sich mir nie ganz erschlossen haben, *Der Timer* genannt wurde. Man erzählte sich, es habe mit seinen Glanztaten bei den

Olympischen Spielen in Berlin 1936 zu tun, wo er in einer damals völlig neuen und genauso schnell wieder abgeschafften Disziplin siegte, bei der es darum ging, möglichst schnell in einem in Bayern erfundenen, zusammenklappbaren Kanu zu paddeln.

Ich durfte einmal seine Goldmedaille in der Hand halten. Die Apollos hatten die Brüder an einem Ort namens Åldersbäck, südlich der Stadt, erbeutet, und ihr Fang wurde, ich weiß es noch wie heute, auf dem Müllhaufen hinter dem Plumpsklo bei uns daheim präsentiert. Ich schlug auf der Stelle zu. Vier Kronen, in bar, inklusive Glas. Peinlich, wie gesagt, aber der schnöde Kommerz ist nun einmal eines der niederen Stadien der Zivilisation, dessen Hohlheit man selten sieht, ohne erst gewisse eigene Erfahrungen damit gemacht zu haben.

Wie gesagt: Tagsüber reichte mir nicht. In den Nächten flog dagegen eine nahezu unendliche Zahl von Arten, von denen viele sicherlich klein und einigermaßen farblos waren, aber manche von ihnen waren auch groß wie Fledermäuse und andere wunderbar schön. Schwärmer, Spinner, Spanner, Eulenfalter. Und so kam es, dass die Sommernacht zu meiner Spezialität wurde. Man benötigte nichts als eine gute Lampe und ein wenig Fantasie. Dann konnte man wie in einem Nest aus Licht hocken und stundenlang warten und sich ausmalen, was in der Nacht umherflog und vielleicht, vielleicht vom Lichtschein angelockt werden würde.

Und es passierte. Seltsame Falter kreuzten meinen Weg. Das Problem war die Glühlampe.

Das Ganze hatte im Sommer des Vorjahrs, also

1969, ganz ausgezeichnet angefangen. Obwohl ich wusste, dass man Nachtfalter am besten mit Lichtquellen anlockt, die ultraviolettes Licht verströmen, hatte ich in jenem ersten Sommer trotzdem erstaunlich viel Erfolg mit einer ganz gewöhnlichen Glühlampe. Wahrscheinlich wurde die mangelhafte Qualität des Lichts von ihrer brutalen Energie kompensiert, die daher rührte, dass ich eine der Fotolampen meines Vaters benutzte. 500 Watt stark, so groß wie ein Topf.

Richtige Entomologen, das wusste ich, besaßen raffinierte Quecksilberlampen von höchstens 175 Watt, doch die waren sowohl teuer als auch schwer aufzutreiben und damit für mich unerreichbar.

Ich befestigte die Glühlampe am oberen Ende eines ausgemusterten Lakens auf dem Rasen am Haus und schaltete den Strom in der Regel bereits in der Dämmerung ein, woraufhin der gesamte Garten hell erleuchtet wurde, allerdings nicht wie eine Theaterbühne, sondern eher von innen heraus. Da wir im Wald wohnten, wurde unser Garten von großen Eichen und Kiefern gesäumt, die sich in dem magischen Licht wie aus Neugier nach innen zu neigen schienen, und die Schatten hinter ihnen waren so scharf und vollendet schwarz, dass sie alles Mögliche verbergen konnten. Manchmal stellte ich mir die ganze Herrlichkeit vom Weltraum aus vor; überlegte, dass man meine Lampe von einer Rakete auf Umlaufbahn der Erde aus mit Sicherheit sehen können würde, denn es war der Sommer, in dem es den Amerikanern im Rahmen des Apolloprojekts gelang, zwei Männer auf dem Mond landen zu lassen,

und die Fernperspektive von oben war sowohl neu als auch unwiderstehlich.

Viel später habe ich den gleichen warmen Raum aus schierem Licht in jenem Gemälde Strindbergs wiedererkannt, das den Titel *Wunderland* trägt, eines seiner besten, in weiter Ferne von der Heimat gemalt.

Kurz und gut, zur Katastrophe kam es in Gestalt eines Regentropfens, eines einzigen bloß, vielleicht nicht aus heiterem Himmel, aber doch fast – so als hätte jemand im Weltall angesichts des Jungen dort unten mit seinem lächerlichen Kescher und seinen unrealistischen Hoffnungen eine Träne vergossen. Die große Studioglühlampe explodierte mit einem mächtigen und satt puffenden Laut, der wahrscheinlich überhitzten 500-Watt-Exemplaren vorbehalten ist. Dunkelheit senkte sich auf den Garten herab, das Ganze ging sehr schnell, und im selben Moment kam eine Bö aus eiskristallähnlichen, klirrenden Stücken aus feinstem Glas. Millionen Stücke, mikroskopisch klein.

Nun ja, danach war es mit der Bereitwilligkeit meines Vaters, mir seine Glühlampen auszuleihen, vorbei. Sie waren sicher auch nicht ganz billig.

So verschlug es mich unter die Straßenlaterne.

Ein älterer Kamerad bei den *Feldbiologen* hatte mir erklärt, die Beleuchtung an Straßen und Wegen bestehe aus sogenannten Mischlichtlampen, die genügend ultraviolettes Licht abstrahlten, um selbst besonders wählerische Falter anzulocken. Alles, was man benötige, hieß es, seien eine lange Leiter und ein großer Topflappen. Sie tagsüber zu

stehlen, empfahl sich nicht, und nachts waren die Glühlampen glühend heiß. Es war auch keine gute Idee, sie hängen zu lassen, wo sie waren, und unter ihnen herumzustehen, denn dann kam man an nichts heran.

Bereits im Vorsommer hatte ich es versucht, wenn auch nicht mit einer Leiter, da unsere ausgesprochen kurz war, sondern mit einer eigenen Erfindung. Nun ja, so eigen war sie vielleicht auch wieder nicht; ich hatte beobachtet, wie es zugeht, wenn die Männer vom Straßenbauamt die Glühlampe einer Straßenerlaterne mit Hilfe einer langen Stange auswechselten, an deren Ende eine Gummitülle saß, die der eigentlichen Glühlampe übergestülpt wurde. Anschließend brauchte man nur noch zu drehen und sie herauszuschrauben. Das hatte nun wirklich kinderleicht ausgesehen.

Mir einen sechs Meter langen Stab zu besorgen, war nicht weiter schwierig. Das alles spielte sich vor der Zeit städtischer Klärwerke ab, sodass es im Wald zahlreiche Stellen gab, an denen Abflussröhren mündeten und das Erdreich so vorzüglich düngten, dass junge Espen wie Pfeifenreiniger in die Höhe schossen. Sie waren lang und nicht sonderlich schwer, wenn man Zweige und Rinde entfernt hatte. Die Gummitülle war da schon eine größere Herausforderung, aber am Ende entschied ich mich für ein ausrangiertes Plastikspielzeug, ein spitztütenförmiges, netzgemustertes Teil, das im Zweierpack verkauft wurde und dessen Funktion darin bestand, mittels eines Abzugs am Griff der Tüte einen Tischtennisball abzuschließen. Anschließend sollte ein Gleichgesinnter

den Ball in der zweiten Tüte auffangen und wieder zurückschießen. Das war nichts, was einen auf Dauer begeistern konnte.

Ich fütterte die Innenseite des Plastikgehäuses mit dem Gummi eines alten Fahrradschlauchs und befestigte das Konstrukt mit Stahldraht und Isolierband am Ende des Espenstabs. Bald würde die Glühlampe mir gehören. Ich versteckte das Instrument im Wald und wartete die erstbeste Gelegenheit ab – sie dürfte sich relativ früh in jenem Sommer ergeben haben, denn ich erinnere mich noch, dass in der Hecke wie besessen eine Nachtigall sang, als das Verbrechen begangen wurde. Oder begangen werden sollte. Es lief dann doch nicht alles nach Plan.

Was ich nicht bedacht hatte, obwohl ich es eigentlich wusste, war die Tatsache, dass Mischlichtlampen empfindlich auf Stöße reagieren. Man braucht nur gegen den Laternenpfahl zu treten, um sie ausgehen zu lassen. Nach einer Weile leuchten sie zwar wieder auf, aber das nützte mir in diesem Fall natürlich nichts. Als es mir gelang, das Plastikteil über die Glühlampe zu stülpen, wurde ringsum plötzlich alles stockdunkel, unter anderem, weil ich davon geblendet worden war, in das Licht zu starren, während ich den stark schwankenden Espenstab manövrierte. Nun würde mich zumindest keiner sehen, überlegte ich, und drehte vorsichtig gegen den Uhrzeigersinn, ohne zu sehen, was ich tat. Es passierte nichts. Ich setzte etwas mehr Kraft ein und daraufhin ging es leichter, viel zu leicht. Das Plastikding hatte sich vom hölzernen Schaft gelöst, und als die Lampe nach einer Weile wieder anging, sah ich, dass es da oben

festhing. Fliederduft mischte sich mit dem Geruch verbrannten Gummis. Ich ging heim.

Am nächsten Morgen war der Plastikzylinder zum Glück heruntergefallen und die Lampe erwies sich als erstaunlich hart im Nehmen. Die Gummireste auf dem Glas verkochten oder verbrannten, dann war wieder alles wie vorher. Ich war jetzt zwar Besitzer eines ungewöhnlich langen Stocks und mir kam flüchtig der Gedanke, ihn zu einem Keschergriff umzubauen, um das Problem mit hoch fliegenden Nachtschwärmern auf diese Art zu lösen, aber ich verzichtete dann doch darauf. Es hätte lächerlich ausgesehen und wäre peinlich geworden, worauf ich schon damals ausgesprochen sensibel reagierte.

\*

Am Ende besitzt man nur die Düfte. Eventuell auch das klirrende Geräusch der Flaschen, wenn der Brauer den Getränkelafter mit Leergut belud, oder das der Glühkopfmotoren der Fischerboote im Tre-Bröders-Sund. Dinge dieser Art. Blind verlasse ich mich heute nur noch auf Erinnerungen, die nie dokumentiert wurden. Nicht, weil die Fotografien lügen würden, sondern weil sie einem im Gegenteil jene halben Lügen verbieten, welche die echte Hälfte aller wahren Erinnerungen bilden.

\*

Etwas später im selben Sommer schöpfte ich dann übrigens das Fass für Peinlichkeiten bis zur Neige

aus. Im *Schmetterlingsbuch für jedermann* des Dänen Torben Langer, das ich mir regelmäßig aus der Stadtbücherei auslieh, ein prächtiger Band mit schönen Abbildungen, hatte ich eine Passage gelesen, die meine Fantasie besonders anregte, einen Satz nur. Er lautete: »Es ist zudem allgemein bekannt, dass man große Mengen Schwärmer zu Birnen locken kann, die kräftiges ultraviolettes Licht abstrahlen, das für den Sammler selbst allerdings unsichtbar bleibt.«

Das klang zwar ein wenig kryptisch, erschien mir jedoch nicht völlig abwegig. Insekten zieht es zu halbverfaulenden Früchten aller Art, das hatte ich in anderen Büchern gelesen, und was unsichtbares UV-Licht jemandem bescheren kann, der nachts Falter sammelte, wusste ich natürlich. Und hier hatten wir offensichtlich die vollkommene Kombination. Birnen gab es überall. Es galt nur, die richtige Sorte zu finden.

Dass die Erklärung des Mysteriums dämlich und banal war, begriff ich erst, als es schon zu spät war; dass man im Dänischen wie auch im Deutschen das gleiche Wort für Birne und Glühlampe benutzt und die Behauptung folglich nichts als ein Übersetzungsfehler gewesen war. Wie hätte ich das verstehen können? Die Natur war voller Wunder. Ich war auf alles gefasst. Hinters Licht geführt wurde man von älteren Spielkameraden, aber doch nicht von Büchern. Also glaubte ich daran. Wenn Glühwürmchen sichtbares Licht erzeugen konnten, was an sich schon eine Sensation war, dann konnten Birnen mit Sicherheit auch ein bisschen unsichtbares abgeben.

So wird es sein, räsionierte ich, und natürlich wäre



es besser gewesen, wenn ich beim Räsonieren geblieben wäre; doch eines Tages am Anfang des Schuljahres nahm ich auf dem Heimweg all meinen Mut zusammen und trat zu einer der alten Frauen, die auf dem Fiskartorget Obst verkauften.

»Haben Sie Birnen, die ultraviolette Licht abstrahlen?«

Ich hatte vorher gründlich unterschiedliche Vorgehensweisen erwogen und am Ende beschlossen, das Wort »abstrahlen« zu benutzen, genau wie in dem Buch, aber ich hörte selbst, wie dämlich es klang, und spürte instinktiv, dass etwas schiefging. Die Alte glotzte mich aus dem Bündel von Schals, Lumpen und Wollstrickjacken, das ihre gedrungene Gestalt verhüllte, bloß an. Es roch nach geräuchertem Aal, und ich war am Boden zerstört. Daran, welche Gedanken sich in diesem Augenblick unter ihrem Kopftuch regten, wage ich nicht zu denken, aber zu jener Zeit wusste man an den Verkaufsständen auf dem Fiskartorget in Västervik wahrscheinlich herzlich wenig über ultraviolette Strahlen. Sie schnaubte nur, ganz kurz, ehe der angemessenere Wunsch eines anderen Kunden die Situation rettete und mir die Möglichkeit eröffnete, den Rückzug anzutreten.

Ich bin mir nicht sicher, wer das Missverständnis aufklärte, meine Lehrerin vielleicht, aber ich erinnere mich an ein Lachen, spontan und herzlich, und daran, wie peinlich das alles war und dass ich rot wurde und mich schämte und beschloss, die Erwachsenen nie wieder in meine Versuche einzubeziehen, zu nächtlicher Stunde Falter zu fangen. Fortan würde ich auf eigenen Beinen stehen.

Noch am selben Abend stand ich wieder unter der Straßenlaterne. Ein riesiger Eulenfalter umkreiste die Lampe, immer rundherum, ohne jemals in Reichweite meines Keschers zu kommen. Ich konnte ihn erkennen; ein Blaues Ordensband. Wie lange ich dort stand, weiß ich nicht, aber das Wurmkraut blühte und der Geruch der schwarzbraunen Imprägnierung des Laternenpfahls hing wie ein Schleier, wie eine schwache Dissonanz über allem.

Die Vorstellung dauerte vielleicht eine Stunde. Der Falter erinnerte mich vage an eine Fledermaus. Ein Dachs kam vorbei. Ansonsten herrschte Stille. Es war der Moment, in dem ich meinen Plan schmiedete.